



Heiligabend 1978



*Ich habe auch immer Pech*, dachte ich, als ich den Rollladen hochzog und die dicken Schneeflocken vom Himmel fallen sah. Dieser Tag war sowieso schon schlimm genug für mich. Aber heute, am 24. Dezember 1978, würde ich, Angelina Russo, elf Jahre alt, auch noch zur Lachnummer der Siedlung werden.

Mit einem mürrischen *buongiorno* betrat ich die kleine Küche. Sofort wurde mir flau im Magen. Der Geruch des verhassten *baccalà*, des getrockneten und gesalzenen Stockfisches, hatte sich in dem kleinen Raum ausgebreitet. Ich griff nach einem Apfel, füllte ein Glas mit Milch und flüchtete an den Esstisch.

Von dort beobachtete ich meine Mutter. Sie stand in ihrem üblichen Arbeitskittel an der Anrichte und verteilte Paprikaschoten auf einem Backblech. Diese würde sie später mit dem Fisch füllen, der jetzt in einer Schüssel gewässert wurde und immer weiter aufquoll.

In Italien gibt es am Heiligabend das *cenone*, – das große Abendessen –, und dieses hat eine klar definierte Speisenfolge. Auch meine Mutter hielt sich strikt daran wie vor ihr ihre Mutter und davor ihre Großmutter. Unser *cenone* war ein Armeleuteessen: Zuerst würde es Spaghetti mit in Öl eingelegten Sardellenfilets geben, dann

Stockfisch und als Nachspeise *struffoli*.

»Freust du dich auf heute?« Meine Mutter lächelte mich an.

Um nicht sofort antworten zu müssen, steckte ich mir den Rest des Apfels samt Gehäuse in den Mund.

Ich freute mich überhaupt nicht. Weder auf Heiligabend noch auf das Skifahren. Warum konnten wir keine normale Familie sein, so wie die meiner Schweizer Freunde? Eine, in der die Kinder richtige Skier hatten und an Heiligabend Käse- oder Fleischfondue zu essen bekamen?

»Wo ist Papa?«, fragte ich stattdessen.

Die Frage war überflüssig. Ich wusste genau, wo er war. Wenn er nicht in der Werkstatt arbeitete, dann tat er anderen Leuten Gefallen, *faceva i favori*. Er reparierte privat die Autos der Nachbarn. Dann lag er in seinem Blaumann in der Tiefgarage der Siedlung unter einem Fahrzeug, während ein paar Italiener um ihn herum standen und seine Arbeit kommentierten.

»Hoffentlich kommt er nicht zu spät zurück«, sagte meine Mutter und begann, den Stockfisch zu zerzupfen.

Ich kehrte in mein Zimmer zurück und dachte an das letzte Mal, als mein Vater ein Auto schwarz repariert hatte. Das war am dritten Dezember

gewesen. Das wusste ich noch so genau, weil er mit einer Überraschung nach Hause gekommen war: Er hatte Skier für mich!

Mein Herz klopfte wie verrückt, als ich sie neben der Tür stehen sah. Doch je näher ich kam, desto mehr wuchs meine Enttäuschung ... und meine Wut! Die Skier waren gebraucht, zu kurz und hatten eine Schnalle statt einer modernen Bindung. „Das sind doch keine richtigen Skier!“, wollte ich schreien. Nur mit Mühe hielt ich die Tränen zurück, während ich so tun musste, als würde ich mich freuen.

Meine Mutter riss mich aus meinen Gedanken. »Bist du fertig?«, rief sie aus der Küche.

Rasch zog ich mir eine Strumpfhose, eine Cordhose, ein langärmeliges Unterhemd, einen Pulli, meine Winterjacke, die Wollhandschuhe und die Strickmütze an und schlüpfte in meine gefütterten Stiefel. Dann holte ich die alten Bretter aus der Rumpelkammer und verließ die Wohnung.

*Lieber Gott, mach, dass wenigstens Thomas heute nicht kommt*, betete ich.

Mit wackeligen Beinen näherte ich mich dem Hang.

Meine Schweizer Freunde aus dem Plattenbau waren schon alle da. Sie trugen richtige Skihosen und hatten moderne Skier mit richtigen Bindungen an